

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Fernsprecher Nr. 926]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Fernsprecher Nr. 926

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße Nr. 50/52, und die Post zu beziehen. — Preis vierteljährlich Mk. 1.60. Monatlich 55 Pfg. — Postzeitungsliste Nr. 4069 a, sechster Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungs-Anzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere tags vorher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 68.

Dienstag, den 21. März 1905.

12. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Bülow's Zitatenkassai. Der Abgeordnete Erzberger vom Zentrum ist Sekretär seiner Fraktion im Reichstage. In dieser Eigenschaft sammelt er in zahlreichen Wappen Material für die verschiedensten Fragen, die im Parlament zur Sprache kommen können. Besonders Eifer widmet er dem Studium sozialdemokratischer Zeitungen, aus denen er allerlei Ausschnitte macht, die sauberlich fein aufgelegt zum Gebrauch seiner Fraktionskollegen bereit stehen. Neuerdings ist aber der Herr Fraktionssekretär des Zentrums zugleich zum Beteiligter der Reichskanzlei ausgerufen. Als Graf Bülow in den letzten Tagen die Verteidigung gegen die sozialdemokratische Kritik seines Rassenurses versuchte, erstand ihm in Herrn Erzberger ein willkommenes Helfer. Hurtig lieferte Herr Erzberger dem Reichskanzler einige feiner Bettel mit sozialdemokratischen Zitaten, und der glorreiche Kanzlererfolg war gesichert. — Es wird berichtet, daß Graf Bülow über den bedeutenden geistigen Bezug, der ihm zu teil ward, überaus erfreut ist und bereits erwägt, den Herrn Erzberger zum Geheimen Ober-Bettelrat der Reichskanzlei zu erheben. Unter den Geheimräten des Reichskanzleramts allerdings herrscht schweres Mergernis. Ein Geheimrat, der in der Zitatenlieferung für Bülow-Reden bisher besondere Verdienste erworben, soll entrüftet erklärt haben, es sei nicht die Aufgabe eines Reichstags-Abgeordneten, ihm unanständigen Wettbewerb zu bereiten; wenn er, der Geheimrat, dem Grafen Bülow Reden zusammenstelle, so sei das sein Amt, wenn ein Reichstags-Abgeordneter das tue, so mache er sich zum Lakai.

Armer Bubbe! Das Organ des Herrn Dertel, die „Deutsche Tageszeitung“, nimmt sich den Minister Bubbe in folgenden Auslassungen vor: „Drohende Verzögerung der Erledigung des Etats und der Kanalvorlage im Herrenhause. Wie wir vernehmen, fürchtet man in den Kreisen des Herrenhauses, daß durch die Auslandsreise des Staatsministers von Bubbe die Erledigung des Etats und besonders der Kanalvorlage über den 1. April hinaus verzögert werden könnte, da man dem Herrn Minister die Rücksicht schuldig zu sein glaubt, seinen Etat und vor allem die Kanalvorlage in seiner Gegenwart zu verhandeln. Daß eine derartige Verzögerung nicht unbedenklich sein würde, bedarf keiner besonderen Hervorhebung.“ — Die Sache erhält noch einen pikantesten Beigeschmack dadurch, daß die Auslandsreise Bubbes darin besteht, daß er den Kaiser auf einer Mittelmeerreise begleiten soll.

Feinde hüben, Staatsstützen drüben. Das Treiben der Arbeiterfeinde, die die Sozialdemokratie bei jeder Gelegenheit als Staatsfeinde oder gar als Vaterlandsverräter hinstellen möchten, wird recht hübsch durch ein Schreiben illustriert, das Genosse Bebel dem Genossen Jaures zugestellt und das dieser in seinem Blatte, der „Humanité“, abgedruckt hat. Der ohne Kommentar verständliche Brief lautet:

Schöneberg-Berlin, 12. März.

Lieber Genosse Jaures!

Sie haben mir eine gute Stunde bereitet, indem Sie mir die Artikel der „Temps“ und des „Gaulois“ sandten, in denen man sich Ihnen als ein Muster von einem Patrioten gegenüberstellt, um Sie in den Augen Ihrer Landsleute zu brandmarken. Aber nicht nur wir haben diese Artikel Vergnügen bereitet, sondern sicherlich auch unseren Ministern, die so gesehen haben können, welche ausgezeichnete Stütze ihres Staatssystems der „Temps“ und der „Gaulois“ in mir erkennen. Unsere Feinde sind wirklich komisch. In Deutschland werden Sie und Ihre Freunde uns unausgesetzt als Räuber vorgehalten und in Frankreich werden wir Ihnen als Beispiel des Patriotismus empfohlen. Der „Gaulois“ und der „Temps“ können sich beruhigen. Seitdem die Sozialdemokratie in einem deutschen Reichstage vertreten ist, d. h. seit 38 Jahren, hat sie nie ein Militärbudget, nie ein Marinebudget bewilligt und stets das Gesamtbudget abgelehnt, und zwar aus folgenden drei Gründen:

1. Weil wir kein Vertrauen zu den Vertretern des jetzigen Staates haben, die die Arbeiter wie Bürger zweiter Klasse behandeln;
2. weil wir das System, das unserer Militärorganisation zugrunde liegt, als antidemokratisch und volksfeindlich verdammen;
3. weil die finanziellen Mittel, mit denen das Deutsche Reich die Ausgaben für die Armee und die Marine deckt, namentlich von den Böllen und den indirekten Steuern, aus dem Konsum der arbeitenden Klasse gedeckt werden, und deshalb ebenso ungerecht wie drückend sind.

Uebrigens hat der deutsche Kaiser wiederholt bez. Sol-

daten gepredigt, sie müßten bereit sein, auf seinen Befehl auf ihre Mutter, auf ihren Vater zu schießen. Wir wären also Elende, wenn wir mit unserer Zustimmung ein derartiges System unterstützten.

Ich freue mich, lieber Genosse Jaures, daß Sie durch Ihre Artikel in der „Humanité“ den Gegnern die gebührende Antwort gegeben haben. Das wird aber nichts nützen. Wenn unsere Widersacher einmal aufhören zu lügen und zu verleumden, so würden sie mit ihrem Golein zu Ende sein und die letzte Stunde ihrer Herrschaft hätte da geschlagen. Wenn Sie diese Stellen veröffentlichen wollen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden.“

Unsere Staatsreiter werden zu den Artikeln der französischen Blätter wohl etwas saure Gesichter gemacht haben.

Deutsche und französische Neutralität. Graf Bülow erklärte Mittwoch im Reichstag, daß Deutschland strikteste Neutralität wahren. Schiffsverträge von Privaten an die kriegsführenden Nationen seien völlig zulässig. Natürlich könnten die Mannschaften verkaufter Schiffe nicht gezwungen werden, der als Käufer auftretenden Macht ihre Dienste zu leisten. Soweit sich die Erklärungen des Reichskanzlers ganz zutreffen. Es kann aber auch der Zustand eintreten, daß kein Verkauf von Schiffen erfolgt, sondern daß die Schiffe der kriegführenden Macht formell nur mietweise zur Verfügung gestellt werden, daß sie aber in Wirklichkeit zum Bestandteil der Marine der betreffenden Macht werden. Ein solches Verhältnis scheint jetzt zwischen der Hamburg-Amerika-Linie und Rußland zu bestehen. Veröffentlicht doch die „Neue Hamburger Zeitung“ den Brief aus Madagaskar, in dem es heißt:

Rossi-Be, d. 1. Febr. 05.

Nun liegen wir seit dem 8. Januar in dieser böden Ducht, also schon über drei Wochen, und hoffen noch immer auf eine irgendwie endgültige Entscheidung für uns, aber nichts von alledem; jetzt sind wir entlöst, bis auf 900 Tonnen Kohlen, aber definitiven Entscheidung, was mit uns werden soll, haben wir noch nicht erhalten. Es wird gesagt, daß der russische Admiral fernesthin nur Schiffe der H. A. L. als Kohlen-transporter um sich haben will und wir wohl wieder die Ladung der anderen kleinen gekauften Dampfer nehmen würden, also hätten wir die Arbeit doppelt, erst unsere Ladung gelöscht, noch mal wieder voll geladen und dann wieder gelöscht und so weiter! Es ist, um aus der Haut zu sagen. Eablos, endlos scheint mir diese Reise zu werden, noch dazu, wo man nicht mehr weiß, wohin es geht und dann dieses Abhängigkeitsgefühl vom russischen Admiral, das so nach und nach in uns drückend gezogen wird; es ist gerade, als ob er über Leben und Tod, über Sein und Nichtsein gebietet.

Eines Abends verlangt der Admiral bestimmte Antwort innerhalb einer Stunde, ob die Kohlenfahrtschiffe mitgehen oder nicht, widrigenfalls er den Kohlen als erlösen erklären und seinen Schut, den er uns hätte angedeihen lassen, entzöge. Wir sind Deutsche und stehen unter russischem Schut? Wie reimt sich das? Den anderen Morgen haben sämtliche Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie Order, den Hafen von Rossi-Be zu verlassen. Wir warteten noch und erhielten wieder Order, unsere Kohlen weiter zu entlösen und sind jetzt auf 900 Tonnen entlöst. — Heute saßen sie an, uns einige 100 Tonnen wieder hineinzulassen. Immer Neues, Dummes, Widerständiges, und dabei zu stehen und alles über sich ergehen lassen, vollständig abhängig, alles ruhig ohne Klagen abwartend, was der Herr Admiral über uns gnädig beschließen wird! Da hat man sich dann wohl zu fügen, zudem jetzt wieder Order von Hamburg gekommen ist, mit dem Geschwader weiterzugehen; wir wünschen alle nur, sobald wie möglich die Heimreise wieder anzutreten und den Russen samt seiner Flotte weit, weit außer Sicht zu haben.“

Wie man aus dieser Darstellung ersieht, befindet sich die Mannschaften, denen der Russendienst in der Seele zuwider ist, in einer eigenartigen Zwangslage. Sie stehen faktisch unter dem Befehl Rossi-Bes, die sie zu verlassen, während sie doch durch die Flotte, noch im Dienste der Hamburg-Amerika-Linie zu stehen, verhindert werden, ihr Dienstverhältnis zu lösen! Da solche Zustände sich mit einer ehrlichen Neutralität vertragen, erscheint uns mehr als fraglich! Das aber geht ganz bestimmt aus dem Briefe hervor, daß Frankreich die Neutralität in ganz unvorsichtiger Weise bricht! Seit Monaten verkehren die russischen Kriegsschiffe in seinen mahaganiischen Häfen wie im eigenen Lande, während sie nach Übernahme des nötigen Schiffsbedarfs binnen 24 Stunden hätten die Gewässer von Madagaskar verlassen müssen! Daß Japan sich diesen ungeheuerlichen Neutralitätsbrach schweigend gefallen läßt, erklärt sich aus seiner Lage. Es muß während des Krieges alles vermeiden, wodurch es sich mit den andern Mächten überworfen könnte. Seine Repräsentanten muß es auf später vertagen. Der

Zeitpunkt gründlicher Abrechnung kann sich ja in Zukunft leicht einmal bieten. Deshalb fließen die Lippen der japanischen Diplomaten von Honig über, während es in ihrem Innern köcht. Aus diesem Grunde war es auch ein billiger Triumph des Grafen Bülow, sich auf das japanische Telegramm zu berufen, das Deutschlands Neutralität schenbar dankbar anerkennt. Ist Japan erst mit Rußland fertig geworden, hat es seine Weltmachstellung zur See und zu Lande befestigt, so wird es eine andere Sprache führen! Dann wird vielleicht auch die Zeit kommen, wo es Deutschland seine Rassenbegünstigung mit Zins und Zinseszins heimzahlt!

Ueber den Auswandererverkehr an der preussisch-russischen Grenze ist unter dem 26. Februar d. J. vom preussischen Polizeiminister von Hammerstein eine neue Verordnung erlassen, die jetzt im Ministerialblatt veröffentlicht worden ist. Sie lautet: „Zur Regelung des Verkehrs außerdeutscher Auswanderer über die preussisch-russische Grenze wird hierdurch das Nachstehende angeordnet: Der Eintritt in das preussische Staatsgebiet ist nur dann zu gestatten, wenn die Auswanderer einen ordnungsmäßigen Paß, einen mit einer in Deutschland konzessionierten Schiffsfahrts-Gesellschaft abgeschlossenen Passagevertrag zur Fahrt nach einem außerdeutschen Ausseehafen, eine Eisenbahn-Fahrtkarte bis zum Einschiffungshafen und ausreichende Barmittel besitzen, welche ihre Aufnahme an dem Reiseziel, oder im Falle ihrer vorzeitigen Zurückweisung die Rücküberführung in die Heimat gewährleisten. Hierzu ist bei gelübden und nicht gebrechlichen Personen von mehr als zehn Jahren eine Summe von 1.400 Mk., bei jüngeren Personen eine Summe von 100 Mk. für erforderlich zu halten. Alle außerdeutschen Auswanderer, welche beim Verlassen der preussisch-russischen Grenze diese Bedingungen nicht erfüllen, haben eine Kontrollstation zu passieren, wie solche zur Zeit in Bajorien, Elbst, Eydritsch, Jasterburg, Brokfen, Silowa, Ostlochin, Posen und Odrau bestehen. Die Einrichtung und der Betrieb dieser Kontrollstationen richtet sich nach den hierfür ergangenen besonderen Anordnungen. Die vorstehenden Bestimmungen treten unter Aufhebung aller entgegenstehenden früheren Anordnungen für alle außerdeutschen Auswanderer, welche die preussisch-russische Grenze überschreiten, in Kraft ohne Unterschied, ob sie von inländischen oder ausländischen Schiffsfahrts-Gesellschaften befördert werden.“ — Es bleibt also alles, wie es war. Die Verordnung hat aber das eine Gute: sie gibt völlige Klarheit darüber, daß die Kontrollstationen nicht aus sanitären Gründen eingerichtet sind. Wäre das der Fall, dann müßten alle Auswanderer ihren zugewiesenen werden. Der wirkliche Zweck der Stationen ist also offenbar, die Auswanderer, die sich noch nicht Herrn Dalkin oder einer anderen Schiffsfahrts-Gesellschaft verschrieben haben, diesen zuzuführen, oder aber sie über die Grenze zurück zu transportieren. Allen Auswanderern, die insbesondere den Deserteuren, die natürlich keinen ordnungsgemäßen Paß haben können, ist damit der Weg über die preussische Grenze versperrt.

Kleine politische Nachrichten. Dem Gehilfen des russischen Finanzministers Kozlow, Geheimrat Timirjasew, ist für seine hervorragende Tätigkeit bei der Durchsicht des russisch-deutschen Handelsvertrages das Wohlwollen des Kaisers ausgesprochen worden. Da hat er doch wenigstens etwas! — Marquis Segonac vom Comite d'Afrique, der zu einer Forschungsreise nach Marokko entsandt worden war, wurde dort von Arabern gefangen genommen. — Die arabische Stadt Sana, die eine Besatzung von 5000 Mann türkischer Truppen haben soll, wird von aufständischen Arabern belagert, welche die Uebergabedingungen des Gouverneurs abschlugen.

Rußland.

Das Erwachen der Bauern. Die Lage des russischen Bauern und seiner Autokratie wird eine immer bedauerlichere. Als das industrielle Proletariat durch die Vorgänge des 22. Januar 1905 allüberall im Kaiserreich erwachte, da hoffte das Jarat, daß dieses Revolutionseuere recht bald erlöschen müßte, weil die Bauern, diese treuesten Stützen des Absolutismus, nicht mit dem Proletariat gemeinsame Sache machen würden. Je, man gab sich sogar der Hoffnung hin, daß unter Umständen die Bauern gegen das Proletariat auftreten würden. Doch man hatte sich getäuscht. Schon in den letzten Tagen toneten wir von Bauernaufständen herüber; die hungernden und ihrer, auf dem mandschurischen Kriegsschauplatz weinenden Söhne herantenden Bauern sind aus ihrem Winterklau erwacht. Nicht wenig hierzu beigetragen haben die Manifeste des unermüdeten Briefers Gapon, wie unsere Leser aus folgenden beiden Meldungen ersieht können: Der Petersburger Reichstags-Abgeordnete „Aras“ drückt seinem Blatte, daß die Gouverneure von Witbesil, Tschernigow, Kursk und anderen Provinzen des russischen Reiches die Regierung auf die wachsenden Gefahren der Bauernbewegung aufmerksam gemacht haben. Ueberall halten die Bauern Versammlungen ab, um die letzten Manifeste des Briefers Gapon zu diskutieren.

Briefe an den Zaren.

Vor fünfzig Jahren, am 10. März 1855, richtete Alexander der Erste, dieser unerwähnte russische Kämpfer für Recht und Freiheit, folgende Briefe an Alexander II.:

„Majestät, Ihre Regierung beginnt unter einem überaus glücklichen Stern. Sie sind nicht blutbesetzt, Sie haben keine Gewissensbisse. Die Nachricht vom Tode Ihres Vaters haben Ihnen nicht dessen Mörder überbracht. Um den Thron zu bestigen, brauchten Sie nicht einen mit russischem Blute bedeckten Platz zu überqueren. Sie brauchten nicht durch Stürzungen dem Volke Ihren Regierungsantritt anzukündigen.“

Die Chroniken Ihres Hauses haben kaum ein Beispiel eines solchen Regierungsantritts aufzuweisen. Und das ist nicht alles. Man erwartet von Ihnen Sanftmut, man erwartet von Ihnen ein menschliches Herz. — Sie sind überaus glücklich!

Das Schicksal, der Zufall, alles — gab Ihnen etwas, was zu Ihren Wünschen sprach. Sie sind der einzige, der von den Thronen in Moskau das Licht der Welt erblickt hat, und zu einer Zeit, wo die Stadt nach dem reinigenden Feuer zu neuem Leben erwacht war. Die Kanonen von Borodino und Tarkutino, die laus aus dem Auslande zurückgeführt und noch mit Pariser Staub bedeckt waren, verblühten von den Höhen des Kreml Ihre Geburt. Als fünfjähriger Knabe hörte ich sie und entsinne mich dessen.

Ahlejew begrüßte Sie durch einen Ratsschlag. (Sie können doch diesen tapferen Streikern für die Freiheit, diesen Märtyrern Ihres Ueberzeugungs, Ihre Hochachtung nicht verweigern?) Warum hat gerade Ihre Wiege ihm ein so bescheidenes und friedliches Gedicht eingeschickt? Welche Prophezeiung hat ihm gesagt, daß mit der Zeit Ihnen die Krone zufallen werde?

Sie sind von einem Dichter erzogen worden, der Rußland lieb gehabt. Am Tage Ihrer Volljährigkeit wurde das Los unserer Märtyrer entschieden. Ja, Sie sind aufstrebend glücklich.

Daß Ihre Reise durch Rußland. Ich habe Sie gesehen — und mehr noch, ich kann mich sehr gut an dieselbe bestimmen: Durch Ihre Übersprache hat sich meine Lage in geographischer Hinsicht gebessert, man hat mich von Wlajka nach Wladimir übergeführt. Ich habe das nicht verstanden.

Befriedigt nach der fernem, jenseits der Weige gelegenen Stadt, sah ich die ungelächteste Liebe, mit der Ihnen das arme Volk entgegenkam und sagte: „Was wird die Antwort auf so viel Liebe sein?“

Da ist sie, die Zeit der Abrechnung, und wie muß sie Ihnen leicht fallen! Geben Sie Ihrem Herzen freien Lauf. Sie lieben gewiß Rußland und Sie können so vieles, vieles für das russische Volk tun.

Auch ich liebe das russische Volk. Ich habe es aus Liebe verlassen, ich konnte nicht untätig sitzen und schweigend zusehen, als die Greuelthaten, die an unserm Volke von Gutschikow und Demantow verübt wurden.

Mein Fortzug hat meine Gefühle nicht geändert: Unter Fremden, unter durch den Krieg hervorgerufenen Leiden. Schäften habe ich mein Banner nicht gelassen. Und noch in diesen Tagen begrüßte die gesamte englische Nation in meiner Person das russische Volk.

Selbstverständlich ist meine Kriegsehne — nicht die Ihre; ich bin ein unverbesserlicher Sozialist, Sie ein absoluter Herrscher. Aber Ihre Ehre und die meine können das eine gemeinsam haben: die Liebe zum Volke, von der die Rede war.

Und ihr zuliebe bin ich bereit, ein großes Opfer zu bringen. Was die jahrelangen Besorgungen, das Gefängnis, die Verhaftung, das langweilige Ueberführen von Land zu Land nicht imstande waren — ich will es tun aus Liebe

zum Volke. Ich bin bereit zu warten, mich zu vertuschen, von anderem zu reden, wenn ich nur die lebendige Hoffnung hätte, daß Sie irgend etwas für Rußland tun wollen.

Majestät, geben Sie Freiheit dem russischen Wort. Unser Geist wird beengt, unsere Gedanken vergiften unsere Brust aus Mangel an Raum. — Sie schützt auf dem Schafott der Justiz. Geben Sie uns Freiheit des Wortes. . . . Wir haben manches der Welt und den Unseren zu sagen.

Geben Sie den Bauern Land, das schon sowieso ihnen gehört. Waschen Sie Rußland rein vom Schandfleck der Leibeigenschaft. Stellen Sie die blauen Markten auf dem Rücken unserer Brüder — diese furchtbaren Spuren der Menschenverachtung.

Storbend hat Ihr Vater — fürchten Sie nicht, ich weiß, daß ich mit dem Sohne rede — gestanden, daß er nicht Zeit gehabt habe, all das zu tun, was er für seine Untertanen habe tun wollen. . . . Die Leibeigenschaft erlösen, wie die Gewissensbisse, im letzten Augenblick. Im Laufe von 30 Jahren kam er nicht dazu, die Bauern zu befreien.

Werkeln Sie sich! Retten Sie den Bauern vor den Verbrechen in Zukunft, retten Sie ihn vor dem bevorstehenden Blutvergießen.

Ich schäme mich, daß wir bereit sind, und mit so geringem zu begnügen. Wir wollen Dinge, an deren Berechtigung Sie ebensovienig zweifeln wie wir alle. Dies erste sind wir auch damit zufrieden. Wolltich, daß auf der Höhe, auf der Sie stehen, umgeben vom Nebel der Schmeichelei, Sie sich über meine Annahme wundern werden; möglicherweise werden Sie sogar lachen über dieses verlorene Sandkorn von den 70 Millionen Sandkörnern, die den Grund Ihres Niederknalls bilden.

Aber besser wäre, Sie lachten nicht. Ich spreche nur das, was bei uns nicht ausgesprochen wird. Deshalb habe ich auch in einem freien Lande die erste Dendropse aufgestellt; sie zeigt wie ein Elektrometer die Tätigkeit und Spannung der durchfließenden Kraft an. . . .

Einige Tropfen Wasser, die keinen Ausweg finden, genügen, um den Stein zu sprengen.

Majestät, wenn diese Briefe zu Ihnen gelangen werden, lesen Sie sie durch ohne Haß, wenn Sie allein sind — und denken Sie dann nach. Sie werden nicht oft die aufrichtige Stimme eines freien Russen zu hören bekommen!

Schon damals mißfiel dieser Optimismus Herzen vielen, Tschernyschewski prophezeigte, daß Alexander II. bald die Fäden Nicolsens zeigen werde, daß in der Politik die Hoffnung einer goldenen Ära gleich, die sich leicht in Hoffen verwandeln kann. Rußland brauche ein Heil, nichts anderes könne heißen. Nun, Tschernyschewski sollte recht behalten! Die ganze „Bauernbefreiung“ bestand darin, daß die Leibeigenen der Gutsherrscher zu Leibeigenen des Staates awanpterten.

Das was der russischen Leibeigenen gleich in jeder Beziehung dem der schwarzen Sklaven. So wie in Amerika blühte auch in Rußland der Sklavenhandel. Anzeigen wie: „Es verkaufen: ein Schimmel und ein dreißigjähriger Rindbock; beide sind da und da zu bestim�en,“ oder „Es werden verkauft: ein Schneider, ein Koch, ein Schuster, eine solide Equipage, Bienen Arbeit, und ein gutes Reitpferd“ — füllten den Interextell russischer Blätter jener Zeit. Allerdings, gegen Rußland wagten auch die zivilisierten Bekämpfer des Sklavenhandels nicht vorzugehen.

Nun, mit der Aufhebung der Leibeigenschaft wurde den Gutsherrn das Recht, diesen schamlosen Menschenhandel zu betreiben, genommen. Was was gewesen der „befreite Bauer“? Ihn wurde nach wie vor das eine Recht belassen — das Recht (auch auch die Pflicht), sich bis auf die Knochen ausbeuten zu lassen. Nur übernahm die Justizstelle des Ausbeuters an erster Stelle der Staat. Während der Gutsherrscher aber aus ureigenem Interesse kein

Nich und seine Sklaven fütterte, um sie arbeitsfähig zu erhalten, hatte der Staat nur das rechtzeitige Eintreiben der am grünen Tisch festgelegten Steuern im Auge. Daraus erklärt es sich, daß man öfters von älteren Bauern das überraschende Gespräch hört: „Zur Zeit der Leibeigenschaft war es besser — damals litten wir wenigstens keinen Hunger.“ Wir können hier nicht die Einzelheiten dieser Frage berühren. Daß aber die Kennzeichnung der Bauern „befreiung“ als nichts anderes wie ein Wechsel in der Verteilung der Kosten unter den Ausbeutern, keine tendenziöse ist, wird schon dadurch genügend gekennzeichnet, daß der Adel von Twer in seiner Adresse an den Zaren, in der er um die Einberufung einer Volksvertretung bat, es für nötig hielt in bezug auf die Aufhebung der Leibeigenschaft, im Jahre 1862, dem Zaren vorzuhalten:

„Wir halten es für eine blutige Sünde zu leben und den Segen der Gesellschaftsordnung zu genießen auf Kosten der anderen Stände; ungerecht ist eine Verwaltungsordnung, bei der der Arme einen Knebel und der Reiche keine Kopfschmerzen zahlt. Das konnte nur zur Zeit der Leibeigenschaft gebildet werden, jetzt jedoch bringt es uns in die Lage von Dummheit, die ihrem Vaterlande von keinerlei Nutzen sind. Wir wollen nicht länger einen so schimpflichen Vorzug genießen und übersehen keine Verantwortung für ein weiteres Bestehen solcher Verordnungen. . . . Sie (das heißt die Ratgeber des Zaren) halten die Erhaltung der Privilegien für den Adel für notwendig, währenddem wir selbst, die wir doch am meisten daran interessiert sind, deren Abschaffung wünschen.“

Und auf die Reformen Alexanders II., die so viel versprochen und so wenig gehalten, folgten Jahrzehnte der tollsten, der wildsten Reaktion. Das Bauerntum wurde systematisch ausgepowert. Die Arbeiterschaft mußte unter den entsetzlichen Lebens-, Arbeits- und Lohnverhältnissen Leben und Schwandheit zur höheren Ehre der Industrie und des Unternehmertums opfern. Je unerträglich die Verhältnisse wurden, je mehr Stimmen laut wurden, die gegen die völlige Gesetzlosigkeit, gegen die Beamtenwillkür und Korruption protestierten, desto mehr füllten sich die Gefängnisse und die Bergwerke Sibiriens mit „Intelligenten“ und Arbeitern. Und zwar wuchs in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren der Prozentfuß der wegen politischer Vergehen verurteilten Arbeiter ganz enorm. Und man muß es der russischen Regierung lassen: sie hat alles getan, um der Sozialdemokratischen Partei für eine erfolgreiche Propaganda zu liefern, blutigen, schmerzlichen Stoff, der die Kasirungsarbeit beschleunigte und unterstützte. Gewalttätige von ganz entschlossener Resolute revolutionierten die Massen und trugen die Ungleichheit in immer weitere Stadien der Bevölkerung, bis tief hinein in die Kreise der Beamtenschaft, soweit dieselbe noch existiert geblieben war.

Da erscheint plötzlich und völlig unerwartet Gapon auf der Bildfläche mit seinem an Nikolaus den Dritten gerichteten Schreiben, das in Form und Inhalt so ganz und gar von dem Schreiben Herzens abweicht.

Aus jeder Zeile Gapons spricht das Bewußtsein, die Menge hinter sich zu haben. Daß Gapon sich in dieser seiner Annahme nicht getäuscht hat, daß haben die jüngsten Ereignisse bewiesen. Eines ist wohl sicher — es wird sich nie mehr ein Schwärmer finden, der an das Herz und den Verstand des Zaren appellieren wird. Nikolaus hat ordentlich mit dem Gedanken an den schließlichen Ausbruch, aber von Gelsant und Gite überlebenden Zaren angedrängt. Zweifellos ist es ein Verdienst Gapons, daß er die großen Massen des Proletariats bewegt oder unbewußt revolutioniert hat, daß kein Aufwiegler an den Zaren die Menge politisch geschult, ihr bis zur Unkenntlichkeit gezeigt hat, daß das Volk vom Zaren nichts zu erwarten hat, daß es nicht zu bitten, sondern zu fordern habe, und daß daher in erster Linie — der Kampf organisiert werden muß.

Die Revolution in Rußland hat begonnen und wird sie nicht mehr unterdrückt werden können. Unser ist der Sieg.

Afrika.

Ein nordischer Roman von Theodor Rügge.

(107. Fortsetzung.)

Wie Jiba vor ihm kniete, füllten sich seine Augen mit Blut und Schmerz. „Du bist vor mir,“ sprach Petersen langsam, als wolle er seine Last und ihre Qualen verlängern, „warum kniest du? Keine Wut hätte dich bewegen können. Sprich die Wahrheit, ich will sie hören. Warum kniest du knieend um diesen elenden Dänen hinten?“

Sie bange den Kopf tief nieder, dann hob sie ihn ruhig zu ihrem Verlobten auf. „Weil ich ihn liebe!“ antwortete sie mit leiser, fester Stimme.

„Du liebst ihn — liebst ihn noch?“

„Noch und immer!“ sagte sie.

Er biß die Zähne zusammen und sagte nach seiner Seite. — „O! du edle Seele,“ rief er dann, „wie du aufrichtig sein kannst! Du liebst ihn, liebst ihn immer! Und wenn du an meiner Seite liegst, wirst du denken, seine Arme umfassen seinen Leib.“

„Nein!“ sprach sie, indem sie aufstand, „mein Glend wird immer bei mir sein.“

„Wie leid hat es mir, daß ich es vermehren muß,“ fiel er ein, „wie bedauerlich wäre es, wenn dein zärtlich geliebter Freund morgen mit dem Bauerer, seinem Spitzgesellen, in Flammen zum Himmel fähre.“

Jiba hob ihre Arme flehend auf, aber hinter ihr an der Türe sagte eine andere Stimme: „Das wird er nicht; leicht aber könnte es sein, daß der Zufall die selbst näher ist, wie du denkst.“

„Aber doch!“ rief Paul. „Dachte ich es doch, daß die Komödie noch einen Akt hätte. Nur näher, Hanna Handrem, du darfst nirgends fehlen, wo ich Spott und Schande zu tragen habe.“

„Ich hoffe dabei zu sein, wo dir all' dein Herz“

nichts mehr hilft.“ sagte Hanna, indem sie neben Jiba trat. „In ihrem Schutze bin ich hier und will in meiner Weise ein Wort mit dir reden, da ich besser verstahe, dein Herz zu rühren.“

Dies grausame, halbte Volk will sein Opfer haben. Schleicht den alten Mann, wenn Ihr es wagt, die Nase wird nicht auf sich warten lassen. Viele Lappen werden auch Schweden händelreichen oder an das Eisener, um sich von Garen Grausamkeit zu befreien; der Handel wird sich beruigen, die Märkte werden sich öffnen, aber auch die Regierung wird auch das Pentershandwerk legen. Aus darin, was du für lang hältst, doch wahrlich bist du, wenn du in deinem Hause nicht schon wärst, was geschieht, wenn du Marstrand zu opfern darfst — In einem Weimannes Tod wird die Regierung immer schweigen. Du wirst Respektlosigkeit geben müssen, das Schwert wird über deinem eigenen Haupte hängen.“

„Da wollen wir es hängen lassen.“ sagte er, „bis du diesmal eine Straßendel brauchst und es abgibt.“

„Unterdrück mich nicht,“ fuhr sie fort, „und spottet nicht. Wäre Helgestad nicht mein Vater, Jiba nicht meine Freundin, hätte noch wolle ich meine Hand gegen dich aufheben, aber es wird kommen ohne mich. Wahre dich, du jählicher Mann, ich denke, deine Tage sind gezählt. Gesunden werden gegen dich aufstehen, die dir beweisen, daß du all dies Unheil beschuldigt hast. Krümme dich, wie du willst, du sollst es büßen. Du, der an nichts glaubst, du, der Gott jeden Tag verspottet, du willst einen armen Gwis verdammen, weil er kein Christ ist und Raubritze treibt? Verstandst du bergleichen, dann wehe allen guten Menschen auf Erden! Aber Klaus Hornemann wird kommen und auf Erden! Aber Klaus Hornemann wird kommen und gegen dich aufstehen, und wenn es niemand tut, so will ich es tun. Mache Johana Marstrand frei, aber morgen sollst du mich hören. In den Gerichtstreu will ich treten und laut ausrufen: Dieser da hat Bjornarne gemordet, dieser da hat meinen Bräutigam verurteilt und ver-

führt, seine Leibeshaft zu Gula, dem Vapparmädchen, bis zur Tollheit angeblasen, damit er verflucht, entehrt und verhöhen würde. Daß du es wagt, du gieriger Mann, dreißigtausend Thaler sollst du mir dann zahlen, die Helgestad als Neugeld gelöst hat, wenn Bjornarne nicht verschmähte, und verschmäht hat er mich mit Hilfe deiner Diste und Ränke. Gib den Herrn Marstrand los und gib ihm den Balsford zurück, den du ihm kehlen willst, so kann es sein, daß du davon kommst, bis Gott dich findet. Mache dich um den Schuldlosen, diese ihn, die Recht ich wagt er an Jiba willens und was zu ihr gehört, um den Gans, der esjagt wird, und überläßt die Nase dem allmächtigen Herrn. — Und ich ist's genug mit dir, jetzt laß uns gehen, Jiba. Daß ihn zeigen, ob er Klugheit genug besitzt, sich aus seinen eigenen Schlingen zu ziehen.“

Petersen hatte mit Bedachtung zugehört. Die Arme gekreuzt und Spott auf seinen Lippen sah er da und ließ sie sprechen und gehen. Erst nach einiger Zeit stand er auf und lehrte in sein Zimmer zurück und fröhlich dort behaglich durch sein langweiliges Haar.

„Ist nicht die, von denen ich zu fürchten habe,“ sprach er. „Trotzt auf, wenn ihr wollt, tausend Stimmen werden euch zum Schweigen bringen. Aber gesehen muß was geschähen soll, und wer weiß, ob ich die letzten Wünsche dieser verfluchten Marria nicht erfülle, weil ich will.“

Er nahm ein Licht, nahm Schüssel aus einem Wandspind und trat auf den Flur hinaus. In einer Seitenlampe lag ein Gerichtsbücher, die Arme auf den Tisch gelegt, der Kopf in die Hände. Als der fette Sandelichter einleuchtete, sprach er auf.

„Dein die Ehr,“ sagte Petersen, und der Mann, der die schwarze Regel zurück und ließ seinen Vorgesetzten einen Gang treten, zu welchem ein halbes Duzend Soldaten gehörten. Das Amtshaus war ein Wallfahrtsort, alle hier; aber es ruhete auf wichtigen Stellenbrücker, ein festes Gewölbe bildeten. Der Sorensenbrücker ging

den wir führen uns auf die Kraft der Moral, die Kraft des historischen Fortschritts, die Kraft der Idee. Und Ideen — kann man nicht auf Bajonette pflanzen." (Schlußwort von Sophie Gardina vor den Richtern 1877.)

Soziales und Parteileben.

Auf der Fichterschen Schiffswerft in Königsberg kreiden fast sämtliche Arbeiter (etwa 200 Mann) wegen Lohnunterschieden.

Der Streik der Breslauer Delarbeiter hat ein merkwürdiges Ende erfahren. Die Herren Arbeitwilligen haben nämlich die an sich nicht ganz intakte Maschine totgefahren, wodurch der Betrieb auf längere Zeit stillgelegt wurde. Da die Streikenden fast alle anderweit Arbeit gefunden, hob die Leitung des Fabrikarbeiterverbandes den Streik auf.

Die Metallarbeiter der Torgelower Siebereien sind in eine Bewegung eingetreten, um endlich einmal die jungen Zugeständnisse wirklich zu erlangen, die ihnen schon 1899 vor dem Kreisgewerbegericht zu U. d. r. m. u. d. v. von den Unternehmern versprochen worden sind. Die Firma Hildebrand & Co. hat sich bereits mit ihren Arbeitern geeinigt. Der Bezug von Metallarbeitern aller Branchen nach Torgelow ist fernzuhalten.

Die Leipziger Schmiede beschloßen in ihre starkbesuchten Versammlung, am heutigen Montag die Arbeit niederzulegen. Bezug ist fernzuhalten.

Die Partei in der oberen Rheinprovinz. Das Agitationskomitee für die obere Rheinprovinz veröffentlicht seinen Jahresbericht. Dem Bezirk gehören jetzt 19 Reichstags-Wahlkreise und das obdenburgische Fürstentum Birkenfeld an. Der Bericht macht auf die lebhafteste Agitationsarbeit der Ultramontanen aufmerksam und schildert dann den Stand unserer Organisation wie folgt: Der Bildung der vom Parteitag empfohlenen Kreisvereine stehen in vielen Wahlkreisen noch große Schwierigkeiten entgegen. Wo es an den Genossen fehlt, die den Verein bilden sollen, vermögen auch noch so schöne Beschlüsse nichts auszurichten. Immerhin hat sich die Organisation erheblich gehoben. Sozialdemokratische Vereine bestehen jetzt in zehn Kreisen; darunter sind acht Kreisvereine, während sich zwei auf einen einzelnen Ort beschränken. In Bonn-Rheinbach, in Koblenz-St. Goar und in Kreuznach-Summen ist der Kreisverein neu gegründet worden. Wo eine solche Gründung nicht möglich war, hat man sich mit Lokalvereinen begnügt. In einigen anderen Wahlkreisen mußte man damit zufrieden sein, die Parteigenossen unter dem Verbandsnamen als regelmäßige Beitragszahler zu gewöhnen, und dann bleiben immer noch etliche Kreise übrig (Darmstadt, Wiesbaden, Rheinan-Rodem-Bell, Simsbach-Gellerskirchen), die nicht eine Spur von Organisation aufweisen. Das Agitationskomitee muß sich freuen, in diesen Kreisen nur einige Adressen zu haben. Nicht zu unterschätzen ist, daß eine Anzahl Vereine mit frischem Leben erfüllt worden ist. Die Zahl der organisierten Genossen beträgt 3200. Die sozialdemokratischen Organisationen des Bezirks hielten im Berichtsjahre insgesamt 218 Mitgliederversammlungen ab. Es fanden weiter 19 Kreisversammlungen statt, sowie 59 andere Besprechungen. Einen tüchtigen Schritt vorwärts haben die Kreise Köln-Stadt und Köln-Land mit ihrer am 1. Januar vollzogenen Verschmelzung getan. Die Vereinigung hat ihnen zugleich die Anstellung eines besoldeten Sekretärs ermöglicht, eine Maßnahme, die unabweislich für die Bewegung sehr günstige Folgen haben wird. Der Rheinischer Parteitag hat das neue Agitationskomitee beauftragt, ein Organisationsstatut zu entwerfen und so zeitig in der Presse zu veröffentlichen, daß es die Parteigenossen ausgiebig besprechen können. Die Verwirklichung des inzwischen aufgestellten Entwurfs wird in den nächsten Tagen erfolgen. Die Einnahmen der Parteiorganisationen (Mitgliedsbeiträge und Eintrittsgeld) betragen 11 644 48 Mk.

Die Genossen der Provinz Hannover hielten kürzlich ihren Provinzialparteitag ab, der Zeugnis von dem hohen Wachstume der sozialdemokratischen Organisationen in dieser Provinz ablegte. Um es noch zu bekräftigen, wurde eine geschlossene Organisation für die ganze Provinz gegründet, die als Reichstagswahlkreis umfasst und in der Stadt Hannover ihren Zentralort hat. Die Vereine in den einzelnen Orten bilden die Grundlag der Provinzialorganisation, der einheitliche Statuten, Mitgliedsbeiträge etc. einfließen. Der Monatsbeitrag für die Landesorganisation beträgt 20 Pf., den Landesvereinen bleibt es überlassen, einen Lokalbeitrag zu

erheben. Die hannoverschen Genossen haben sich mit ihrer Provinzialorganisation eine Waffe gegeben, die ihnen gute Dienste erweisen und sich leicht in den geplanten Rahmen einer einheitlichen preussischen Organisation einfügen lassen wird. — Der hannoversche „Volksbote“ wird vom 1. April ab in eigener Druckerei erscheinen und täglich achteilig herausgegeben werden. Also auch auf diesem Gebiet geht es vorwärts.

Aus Stah und Fern.

Das qualvolle Ende einer Greisin. Eine 80-jährige Frau in Sarninghausen bei Stolpenau wollte sich unglücklich Jucken aus einem großen Koffer holen. Anerkennend muß sie aus dem Koffer hinausgeführt sein. Wie das geschehen konnte, vermag niemand zu sagen. Der schwere Deckel klappte zu, die bedauernswerte Frau vermochte ihn nicht hoch zu heben und mußte erstickend.

Gegen Ruffrat und die Ruffrat-Mächter zieht das Berliner Polizeipräsidium zu Felde. Gestützt auf die Entscheidung im Odenburger Prozeß, in welchem bekanntlich der Justizminister Ruffrat, in Uebereinstimmung mit den Ministern, des Ruffrats nicht für ein Glücksspiel erklärte, haben sich zahlreiche Spieler dem Pokerspiel zugewandt. Verschiedene Kaffeehausbesitzer waren im Zweifel, ob sie dies Spiel, das allerdings bisher in Berlin stets als Glücksspiel angesehen wurde, namentlich bei den Ruffrats. Der Vorstand des Cafetier-Vereins hat deshalb Veranlassung genommen, sich an zuständiger Stelle über diese Frage zu erkundigen. Kriminalkommissar v. Mantaußel erklärte dem Vorsitzenden des Vereins der Cafetiers Deutschlands, daß das Berliner Polizeipräsidium nach wie vor das Pokern als Glücksspiel ansehe und mit verschärften Strafen gegen die Lokalbesitzer vorgehen werde, die das Pokerspiel in ihren Räumlichkeiten dulden. Der Ruffrat-Prozeß könne die Berliner Kriminalpolizei nicht von ihrer bisherigen Auffassung über das Wesen des Pokerns als Glücksspiel abbringen. In Berlin darf also auch künftig nicht gepokert werden und Herr Ruffrat tut gut, in Odenburg zu bleiben.

§ 175. In dem Prozeß gegen den Hauptmann a. D. Dr. jur. Adermann vor dem Dresdner Landgerichte wurde Adermann wegen Vergehens gegen § 175 zu zwei Monaten Gefängnis, die durch die Unterjuchungshaft als verbüßt erachtet wurden, verurteilt. Der Stadtschreiber Wollmann erhielt wegen Verweigerung zwei Jahre drei Monate Gefängnis und fünf Jahre Exzess, der Kassier Daple wurde zu zwei Jahren sechs Monaten Gefängnis und fünf Jahren Exzess und der Hausdiener Rohan zu einem Jahr zehn Monaten Gefängnis und ebenfalls zu fünf Jahren Exzess verurteilt.

Der Major von Sydow in Braunschweig war wegen schwerer Mißhandlung seiner achtjährigen Tochter vom Kriegsgericht zu 4 Monaten Gefängnis und Dienstentlassung verurteilt worden. Das Oberkriegsgericht hob, wie bereits kurz gemeldet, dieses Urteil auf und verurteilte den Major wegen Körperverletzung in einem Falle zu nur 300 Mark Geldstrafe. Das Urteil dürfte überall Entsetzen erregen. Auch die Urteilsbegründung ist sehr interessant. Es heißt da u. a.: „Die Tochter des Angeklagten ist ein Kind, das nicht normal ist. Das Gericht nimmt an, daß der Angeklagte den Zustand seines Kindes nicht erkannte hat. Er mußte zu einer strengeren Behandlung greifen, um das Kind zu einem nützlichen Mitglied der Gesellschaft heranzuziehen. Daß der Angeklagte das Kind geschädigt, konnte er nicht wissen. Was die einzelnen Fälle betrifft, so konnte er kein Beweis dafür erbracht werden, daß der Angeklagte sein Kind auf den Kopf geschlagen und getreten habe; zweitens, daß die geschilderte Mißhandlung ein gefährliches Vergehen ist. Daß der Angeklagte der Kleinen 15 Hiebe auf die Hand versetzte, ist nicht erwiesen, und keine Uebertretung des väterlichen Zuchtungsrechtes. Beim Schlagen mit der Peitsche kommt nicht in Betracht, ob es eine Kopf- oder Reitpeitsche ist. Auch hier liegt keine Uebertretung des väterlichen Zuchtungsrechtes vor. Im Fall 2 nimmt das Gericht an, daß der Angeklagte das Kind beim Kopf gefaßt und geschlagen hat. Es ist jedoch nicht erwiesen, daß er es in die Höhe gehoben. Es ist anzunehmen, daß die Kleine sich am Arme selbst emporgezogen hat. Daß der Angeklagte dem Kinde

einen Fußtritt versetzte, ist erwiesen, und in diesem Fall der so verurtheilte Mißhandlung erkannte das Gericht auf die Geldstrafe. — Auch Major von Sydow hatte zu seiner Verteidigung das Wort ergriffen. Er sagte: „Ich habe das Kind mißhandelt aus vollstem Pflichtgefühl. Nach folgenreichen Mähten bin ich zu einer strengen Zucht gekommen. Große Mädchen haben mir nicht. Gehten kann meine Tochter nicht infolge ihres körperlichen Zustandes. Ich konnte ihr auch nichts weiter mitgeben als eine gute Erziehung. Durch das gerichtliche Urteil ist mein ganzes Familienleben für vernichtet worden. Wenn ich irgend etwas zugeben hätte, so würde ich es getan haben. Ich bitte um mitleidigen Urtheil.“ Ein Kind aus „Pflichtgefühl mißhandeln“, das wird manchem schwer in den Kopf fallen, besonders da das bedauernde Geschehen nach der eigenen Angabe des Vaters so pöbellich sehr zurechtgerichtet war.

Seltene Todesursache. Aus Essen a. d. Ruhr wird berichtet: Reichsbaukassierer Dohly rühte sich den Finger mit einem Quadratmaßlein Er fand an Stirnverletzung.

Sobald klagt das Rind vom Draven Mann! Der Bahwärter Kurt, der zwischen Müllenberg und Schaffenburg ein Rind vom Bahngelände retten wollte, wurde vom Zug überfahren und getötet. Das Rind ist gerettet.

Aus der Kaserne. Wegen 26 Vergehens der vorchristlichen widrigen Behandlung Untergebenen, sowie Verletzung eines kranken Soldaten in zwei Fällen wurde der Sergeant Pfeifer vom Infanterieregiment vom Kriegsgericht zu Ulm zu 25 Tagen Mittelarrest verurteilt. Die Sache kam aus Ulm, weil ein Soldat, der bei anderen viel vom Sergeanten zu leiden hatte, einen Selbstmordversuch machte. — Das Kriegsgericht der 22. Division verurteilte den Sergeanten Strauß von der 4. Kompagnie des Pionier-Bataillons in München wegen Unterschlagung und Mißhandlung in zahlreichen Fällen zur Degradation, Verweisung in die 2. Klasse des Soldatenstandes und zu 1 Jahr 3 Monaten Gefängnis. — Nach Meinung des Kriegsgerichts handelt es sich bei diesen Sachen nur um behauerliche „Einzelsfälle“.

Wann sollen Frauen heiraten? Ein von den Züricher Zeitungen eingeholtes Gutachten über das eheliche Alter des weiblichen Geschlechts lautet dahin, daß nach ihren ärztlichen Erfahrungen nicht nur vom eihischen, moralischen und volkswirtschaftlichen, sondern auch vom gesundheitlichen Standpunkt aus die Eheschließung des weiblichen Geschlechts vor zurückgelegtem achtzehnten Altersjahre durchaus zu verwerfen ist. Sätten die Verzinanen das fragliche Geleß zu bestimmen, würden sie unbedingt mindestens das zurückgelegte 20 Jahr als unterste Grenze festsetzen. Denn auch mit 20 Jahren hat in unserm Klima und unserm Kaliber der weibliche Körper keine volle Entwicklung noch nicht erreicht. Die Wahrscheinlichkeit einer erhöhten Disposition zu schwerer Blutarmut, Lungenerkrankungen und anderen gesundheitlichen Schädigungen, frühzeitiges Körperliches und geistiges Altern der Mütter und die Erzeugung einer schwächlichen Nachkommenschaft sind meist die Folgen der zu frühen Heirat des weiblichen Geschlechts. Sehr bemerkenswerte Ausführungen über das zu frühe Heiraten der Frau machte auch auf der jüngsten Versammlung süddeutscher Frauenärzte Dr. Meyer in Bittenweiler auf Grund seiner Erfahrungen als Heilpraktiker. Demnach kann das zu frühe Heiraten an der Entstehung schwerer nervöser Erkrankungen der Frau die Schuld tragen. Leider ist die Meinung sehr verbreitet, daß die Ehe ein Heilmittel bei manchen krankhaften Zuständen und namentlich bei Neurosthenie sei. Die Ehe schafft aber derartig neue Verhältnisse in physischer, seelischer und sozialer Hinsicht, daß sich ihre Wirkung niemals mit Sicherheit vorhersehen läßt. Dr. Meyer macht auf die bemerkenswerten und noch wenig bekannte Tatsachen aufmerksam, daß Geisteskrankheiten und schwere Nervenkrankheiten gerade häufig im zwanzigsten Lebensjahre beginnen. Dieses Alter hat demnach die Bedeutung einer Quarantänzeit, und vor dem ekuundzwanzigsten Lebensjahre sollte kein Mädchen heiraten.

Folgenreichere Explosion. Aus London wird gemeldet: In der benachbarten Dreifach-Pierresen explodierte in einem Gasthause ein Acetylen-Apparat. Der Wirt und seine Frau büßten das Leben ein. 10 Gäste kamen mit schweren Verletzungen davon. Das Gasthaus und zwei benachbarte Gebäude wurden fast völlig zerstört.

Das Kind, das er nicht wollte, war das Besondere von diesen Dingen. Er dachte daran, wie er mit einem großen Schiffe verkehrt; als er dies festgemacht hatte, trat er herein.

Da ich ein gewöhnliches Weib in dem engen, niedrigen Raume, in welchem Paul sich nicht aufhalten konnte. Er hielt das Kind hoch und ließ seinen Blick auf den unruhigen Kleinen in der Ecke fallen, der sich nicht regte. Ein großer Stein lag dort, eine Kette war in der Wand befestigt und hing an einem Eisenring, der den Hals des unglücklichen Gefangenen umschloß, dessen Kopf und Gesicht über langen abgesenkten Füßen und wilden freckigen Haaren verborgt war.

Der Gefangene setzte sich auf einen anderen Stein an der Tür, schloß die Augen vor sich an den Boden und lag dort in müdem Trüm: „Das ist ein schrecklicher Aufenthalt, Afraja, für einen Mann, der in der jüngsten Zeit der Gerechtigkeit geworden ist. Warum ist Geduld, und Gott erbarne sich meiner! Da hast du jetzt jede Antwort verweigert, hast herablassend alle Ermahnungen beiseite, ich komme zum letzten Male zu dir, um zu fragen, ob du bereit bist dem König zu gehorchen?“

„Nein“, sagte er laut, als er keine Antwort erhielt, „es kommt doch kein, daß ich die Mittel nehme, dir Ruhe zu tun. Scher dich, verdammt, um ein freies Leben zu haben, und jetzt ist der Herrschende, wo kein Herr auf die Alpen wohnt, wo der Wind über die Erde weht und jeden Stein über dem Hügel zerbricht.“

Ein langer dumpfer Schrei kam aus der hinteren Ecke, Peterjen sprach: „Hörst du es zu hören?“ sprach er, „da zu hören zu verstehen, aber es ist ein Geräusch zu hören, denn die die Tier furchtbar sein Schrei erwidern. Da ist ein Mann, der nachgeben will. Da wirst nicht schicklich kommen, daß jemand dein Herz bei über die Felsen geht, daß deine Augen die braune Erde wieder sehen.“

Er hielt inne und sagte dann leise flüsternd: „Ich kann dich dahin bringen. Ich allein bin im Stande, dir deine Freiheit wieder zu schaffen, und ich will es tun, wenn du hing bist.“

„Du willst es tun?“ fragte Afraja, der nun erst den Kopf erhob und das Haar von seinem gelben, verfallenen Gesicht strich.

„Armer alter Farsche“, sagte Peterjen, „du bist blaß geworden, doch die feuchte Luft hat deinen Augen wohl getan, sie sehen so groß und klar aus, wie niemals. — Ja, ich will es tun, ich wiederhole es. Du sollst frei werden, wirst keine Gasse und keine Tiere wieder haben, und sollst beliebig im jüdischen Schutze Platz in Pflammen dein Haupt betten; nur hing mußt du sein und deine Ohren aufpassen.“

„Daß ich das, was ich tun will, nicht aussonst tue“, sagte er laut, indem er damit Afrajas harten Blick beantwortete, „versteht sich von selbst. Mein Wort darauf, du sollst nicht brechen, wenn du vernünftig morgen auf deinen Füßen stehst, deine Handreich für Aberglauben und Lügen verläßt, deinen Jubnal samt dem ganzen übrigen Götterpud verläßt, um die heilige Lande betritt und wegen aller deiner begangenen Frevel um Erbarmen bittst. Da wirst eingeperrt werden und eine Tracht Hiebe bekommen, aber dein Körper wird heil werden und diese Tür werde ich dir selbst öffnen.“

„Und du?“ fragte der alte Mann. „Ich — ich komme zuletzt. Ich werde nur eines von dir. Du bist alt, hast keine Kinder. Moriana, der wadere Farsche, ist tot, Gula liegt begraben — ich will dein Erbteil, deine Dankbarkeit soll mich dazu machen. Das ist alles, was ich von dir verlange und gewiß sehr wenig. Du hast Geld, viel Geld, wo soll es bleiben? Öffne dein Herz, Afraja, und vertraue mir. Bei Gott! Du sollst es nicht

breuen. Sei also aufrichtig, alter Schelm. Ich weiß, daß du Geheimnisse in deiner Brust bewahrt, weiß, daß du verborgene Mienen und Bläse, Silberadern, Höhlen kennst, wo das gediegene Erz finkelt. Bist nicht, ich habe Beweise! Ist es so?“

„Ja, Herr“, sagte Afraja, „wer es dir sagte, hat recht gesagt. Es gibt Silber dort so viel, wie alle Kennzeichen der Stammaten nicht fortzuschaffen würden. Da hängen lange Trauben klingend, glänzend von den Felsen, da springt es edlig aus allen Wänden, schießt blühende Stücke aus allen Fugen, steigt aus der Tiefe auf und senkt sich von oben. Jubnal sitzt in seinem Hause nicht besser, und im Meergrund, wo, wie Jyr sagt, die Wassertröten in ihren Grotten liegen und glühigem Stein und goldenen Regen, haben sie nimmer doch, was ich habe.“

Der Schreiber hörte lauernd zu. Seine Augen öffneten sich gierig, er streckte den Kopf vor, seine Hände zitterten, glühend heißes Verlangen erfüllte ihn. — „Und mehr als eine solche Höhle weißt du?“ fragte er, schen umständlich, ob auch niemand lausche.“

„Viele! viele!“ sagte Afraja, „so weit und groß, daß kein Fuß sie ausmisst, so vollgefüllt mit Silberblumen und Säumen, jedoch es ein Garten ist, wie ihn kein Auge jemals sah.“

„Gut“, murmelte Peterjen hallig, „du sollst mich dahin führen, nichts darfst du mir verschweigen. Schwöre bei deinem Jubnal, daß du mich führen willst, und ich will dir beistehen.“

„Wirst du wirklich?“ flüsterte der Gefangene. „Versich dich darauf. Du sollst keinen besseren Freund haben.“

(Fortsetzung folgt.)